Oxford University Library
NOV
16

Analytische Untersuchungen

zur

Psychologie der Hysterie.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der medizinischen Doktorwürde einer hohen medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg

vorgelegt von

Dr. phil. **Willy Hellpach**
pr. Arzt.

Dessau.
Anhaltische Buchdruckerei Gutenberg, e. G. m. b. H.
1903.

Gedruckt mit Genehmigung der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg.

Dekan:
Professor **Dr. Knauff.**

Referent:
Professor **Dr. Nissl.**

1903.

Lebensgang.

Ich, Willy Hugo Hellpach, evangelischen Bekenntnisses, bin am 26. Februar 1877 in Oels (Schlesien) geboren. Mein Vater, der Königliche Kreisgerichtskalkulator Hugo Hellpach, starb noch im selbigen Jahre; ich wurde weiterhin in Landeshut (Schlesien) erzogen, besuchte dort von 1883—1886 die evangelische Volksschule, von 1886—1895 das städtische Realgymnasium, das ich mit dem Reifezeugnis verliess. Nach privater Vorbereitung legte ich im Herbst 1895 die Ergänzungsprüfung im Latein und Griechisch am Königlichen Gymnasium in Hirschberg (Schlesien) ab. Seit Oktober 1895 studierte ich dann Medizin in Greifswald, bestand 1897 die ärztliche Vorprüfung und studierte hierauf in Leipzig Medizin und Philosophie. Ich arbeitete gleichzeitig in Professor Wundt's Institut für Experimentalpsychologie; auf Grund der hier geführten Untersuchung „Die Farbenwahrnehmung im indirekten Sehen" und einer mündlichen Prüfung in Philosophie, Physik und Botanik wurde ich im Jahre 1900 von der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig zum Dr. phil. promoviert. Im Jahre 1900/1901 legte ich die ärztliche Staatsprüfung in Greifswald ab und genügte gleichzeitig meiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger, bezw. (vom 1. April 1901 ab) als einjährig-freiwilliger Arzt, in Greifswald und Jena. Vom 1. Oktober 1901 bis September 1902 war ich an der Universitäts-Irrenklinik in Heidelberg unter Professor Kraepelin klinisch und experimentalpsychologisch tätig; vom September 1902 bis September 1903 war ich Assistent der Nervenpoliklinik von Professor Oppenheim in Berlin. Im Mai 1902 veröffentlichte ich (Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung) das Buch „Die Grenzwissenschaften der Psychologie", dessen Widmung Professor Wundt entgegennahm, im August 1902 folgte eine Studie „Psychologie und Nervenheilkunde" in der Festschrift zum 70. Geburtstage Wundt's.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA40153506_0091

I.

Gilles de la Tourette hat uns in einer von seinem Lehrer Charcot selbst warm empfohlenen Monographie beschrieben, wie die Hysterie den Forschern der Salpêtrière sich darstellte.[1]) Niemand wird ohne Bewunderung diesem Berichte folgen können, ohne Bewunderung nämlich für die gewaltige Summe klinischer Erkenntnis, die Charcot in Gemeinschaft mit seinen Schülern über die Hysterie uns geschenkt hat. Damit ist die Grenze des von der Salpêtrière Geleisteten scharf gezogen. Klinische Beobachtung ist das Wesen dessen, was damals geschaffen wurde, und sie war ja auch die unentbehrliche Grundlage für jede fernere Untersuchung eines Krankheitsbildes, das vordem fast ausschliesslich als Tummelplatz mysteriösen Aberglaubens oder philosophischer Spekulation dienen musste. So wenig aber die pathologische Physiologie mit dem klinisch gewonnenen Aufbau eines Krankheitsbildes auf die Dauer sich zufrieden geben kann, sondern das aus den ins Auge fallenden Teilen, den Symptomen, zusammengefügte Bild nunmehr wiederum zu gliedern sich müht, um zu anders gearteten, analytisch gewonnenen Teilen, den physiologischen Komponenten des pathologischen Komplexes zu gelangen und hiernach die klinische Gruppierung der Erscheinungen durch die pathologische Synthese eben jener Komponenten zu ersetzen[2]): sowenig darf die Erforschung der Hysterie bei einer noch so vollendeten klinischen Leistung Halt machen, so sehr erwächst ihr die Pflicht, von dort zur psychologischen Analyse des klinisch Gewonnenen fortzuschreiten, um aus ihr die Möglichkeit einer psychopathologischen Würdigung des Krankheitsbildes zu gewinnen.

Mustern wir die klassische Literatur der Salpêtrière, so scheint die Ueberzeugung von dieser Notwendigkeit psychologischer Zerlegung zwar bei Charcot selber und bei vielen seines Stabes lebendig gewesen, bei Pierre Janet sogar vorherrschend geworden zu sein.[3]) Er betont, und Charcot selber sekundiert ihm dabei, dass er bewusst die philosophische

---

[1]) Gilles de la Tourette, Die Hysterie nach den Lehren der Salpêtrière. Deutsch von Karl Grube. 1894.

[2]) Krehl, Pathologische Physiologie. 2. Aufl.

[3]) P. Janet, Der Geisteszustand der Hysterischen. Deutsch v. Kahane. 1894.

Methode, das soll heissen, die psychologische, auf die Probleme der Hysterie anwende, und der Ausdruck „Psychologische Analyse“ kehrt bei ihm nicht wenige Male wieder. Indessen ist Janet's psychologische Leistung in Wahrheit eine höchst bescheidene geblieben. Seine Methode rechtfertigt in der Tat mehr den Namen einer philosophischen, seine Analyse geht wesentlich auf in einer Interpretation, durch deren analytische Schürzung unverkennbar der Schimmer einer vorgefassten Hypothese leuchtet. Und diese Hypothese selber scheint mir mit Recht von Kraepelin zu den „hübschen Gleichnissen“ gezählt zu werden, mit denen man verschiedentlich die „klinischen Tatsachen unserm Verständnisse näher zu bringen“ versucht hat.[1]) Ja, man wird Kraepelins Urteil noch recht milde nennen dürfen. Denn Gleichnisse haben ihr Recht auf einer gewissen primitiven Stufe der Bearbeitung eines Problems; sie werden weiterhin überflüssig, und schliesslich gefährlich, indem sie für viele Betrachter eine tatsächliche Analyse oder Interpretation vortäuschen und damit das Bewusstsein für das, was noch zu leisten bleibt, trüben. Dieser Gefahr scheinen auch die Probleme der Hysterie nicht immer entgangen zu sein.

In der deutschen Literatur, soweit sie über die phänomenologische Darstellung der Hysterie hinausgeht, finden sich die Gleichnisse sparsamer, Versuche jedoch zu einer theoretischen Erfassung des ganzen Krankheitsbildes oder einzelner Züge fast bei allen Autoren. Aber eine wirkliche psychologische Analyse hat, soweit ich sehen kann, nur ein einziger Forscher unternommen. Es ist Oskar Vogt. Denn auch die in ihrer Art klassische Differentialdiagnose, die Möbius zwischen hysterischen und neurasthenischen Erscheinungen formulierte, hat einwandsfreien Wert doch nur für die Neurasthenie gewonnen; die Deutung der Hysterie bleibt durch die Anwendung eines verschwommenen Vorstellungsbegriffes und eines ebenfalls nicht näher erläuterten „Unbewussten“ unzulänglich.[2])

Dagegen entspricht die umfassende Arbeit Vogt's allen Forderungen, die an eine wirkliche Analyse eines psychischen Tatsachenkomplexes gestellt werden müssen.[3]) Wenn sie weniger Beachtung, Kritik und Fortbildung gefunden hat, als die meisten minder wertvollen Beiträge zur theoretischen Ergründung der hysterischen Phänomene, so liegt das wohl wesentlich am Ausgangspunkte der Vogt'schen Studie. Die psychologische Exploration in der Hypnose, mit deren Erörterung Vogt's Artikelserie begann, musste gerade in jenen Tagen so sehr alles Interesse auf sich konzentrieren, dass die weiteren Ausführungen daneben in den

[1]) Kraepelin, Psychiatrie, 6. Aufl., Bd. II, S. 492—520.
[2]) Möbius, Neurologische Beiträge, Heft I.
[3]) Zeitschrift für Hypnotismus, Bd. VIII.

Hintergrund traten. Auch ist ja nicht zu leugnen, dass eine strenge Methodik noch immer weniger Aufsehen erregt und Diskussionen provoziert hat, als eine auf blendende Formeln zugespitzte Analogisierung. Und endlich ist eine gewisse Erschöpfung in der Untersuchung hysterischer Phänomene unverkennbar. Fast scheint es, als finge eine neue Seite des Hysterieproblems, die genetische, an, das neurologische Interesse einseitig zu fesseln; denn hierher gehört wesentlich, was an beachtenswerten Publikationen über die Hysterie in den letzten Jahren erschienen ist, auch die vielbesprochene Theorie, die Breuer und Freud aus ihren Explorationen Hysterischer gefolgert haben;[1]) gehört auch der letzte Teil der Studien Vogt's, der sich bei seinen analytischen Bemühungen, wie mir scheint, allzu rasch auf das genetische Problem hin ablenken liess.

Ist es danach immerhin verständlich, dass die Analyse Vogt's als die erste in ihrer Art auch die einzige geblieben ist, so bleibt dennoch diese Tatsache nichts weniger als erfreulich. Denn ein Blick auf die Entwicklung des Hysterieproblems in den letzten Jahren lehrt, dass Vogt's Leistung nicht imstande gewesen ist, die steigende Begriffsverwirrung in der Beurteilung hysterischer Phänomene aufzuhalten. Der Krankheitskomplex der traumatischen Neurosen stellt ein völliges Chaos dar, das von den Forschern sorgfältig gemieden wird; über die Abgrenzung der Hysterie gegen die Epilepsie hat sich keine Einigung erzielen lassen; die Sonderung von der Neurasthenie, den hypochondrischen Zuständen, den Zwangsvorstellungen wird mit der Diagnose einer Hysteroneurasthenie von nicht wenigen Neurologen grundsätzlich verweigert. Und wenn Löwenfeld hervorhebt, dass wir schon zu viel Interpretation und zu wenig Beobachtung haben, so hat er in gewissem Sinne recht, da eben zur Beobachtung mehr gehört als Registrierung von Fällen, und zur Interpretation wiederum das Masshalten in der Formulierung von Hypothesen unentbehrlich ist. Beide, Beobachtung und Interpretation, bedürfen erst des verbindenden Gliedes der Analyse, hier der psychologischen. Davon vornehmlich nun haben wir zu wenig, und im Verhältnis dazu von beiden anderen Betätigungen zu viel.

Der analytischen Untersuchung einer oder einiger Erscheinungen der Hysterie stehen zwei Möglichkeiten offen. Man kann an die bisher erschienenen Untersuchungen über die Hysterie, mindestens an die wertvollsten, anknüpfen, und an ihrer Kritik die eigenen Ergebnisse in die Höhe bauen. Oder man kann zunächst und vorzüglich das Eigene darstellen, und erst am Ende oder gar nur gelegentlich dessen Differenzen

---

[1]) Breuer und Freud, Studien über Hysterie.

gegenüber dieser und jener früheren Ansicht skizzieren. Ganz konsequent wird man, wie in aller wissenschaftlichen Methodik, wohl nie einen Weg einzuhalten vermögen. Aber wie ich im Prinzip in einer früheren Untersuchung den ersten gegangen bin,[1]) so hat sich die folgende Studie wesentlich eine knappe Darlegung selbständig gewonnener Anschauungen zum Ziele gesetzt, die für die Erkenntnis der Hysterie eine mehr vorbereitende Aufgabe erfüllen sollen.

II.

Von der Höhe jener Sicherheit, zu der Charcot's Lebensarbeit in der Umgrenzung der Hysterie die Forschung geführt hatte, ist sie rasch wieder herabgeglitten; und es erschwert die Aufgabe, von irgendwelcher Eigenart der hysterischen Erkrankung zu sprechen, nicht wenig, wenn es erst einer peinlichen Feststellung dessen bedarf, was man selber, im Gegensatz zu einem zweiten, im Unterschiede von einem dritten, in Uebereinstimmung mit einem vierten usw. unter Hysterie sich vorstelle. Fordern wir aber von einer Analyse, dass sie eingangs die ganze Literatur der Kontroverse über die Grenzen und die Kriterien der Hysterie aufrolle, so können wir besser verlangen, dass jede Analyse zu unterbleiben habe. Vogt scheint mir ein gutes Beispiel gegeben zu haben, wie dieser Forderung auszuweichen sei, ohne dass den Untersucher der Vorwurf der Unklarheit treffe. Man muss zunächst aus dem Vielerlei, das hysterisch genannt wird, das typisch Hysterische herausgreifen. Das ist möglich; denn auch nach Vogt's Analyse ist die Auflösung des Krankheitsbildes Hysterie noch nicht soweit fortgeschritten, dass nicht doch einiges wenige Typische übrig geblieben wäre. Und so lebhaft von manchen Forschern der Satz bestritten wird, dass die Hysterie eine Steigerung der Suggestibilität bedeute, so einig finde ich doch bis auf diesen Tag alle Beobachter in der Ueberzeugung, dass der Hysterische in den Suggestionen ein vom Gesunden abweichendes Verhalten biete, und dass diese Abweichung jedenfalls einen der am stärksten hervorstechenden Züge im Krankheitsbilde darstelle. Nicht die Grundlage etwa der Krankheit! denn eben diese Frage ist völlig kontrovers.

Gesteht man aber diese Veränderung im Verhalten Suggestionen gegenüber einmal dem Hysterischen als charakteristisch — nicht als für ihn allein charakteristisch! auch dies ist strittig — zu, so ist es selbstverständlich, dass der Begriff der Suggestion einer Umgrenzung bedarf, ehe vom seelischen Zustande der Hysterischen geredet werden kann.

---

[1]) Philosophische Studien, Bd. XIX (Festschrift f. Wundt), S. 192—242.

Denn über das, was eine Suggestion sei, stehen die Hypothesen der Forscher sich in reichlich bemessener Zahl unversöhnt gegenüber.

Ich stimme nun mit Hirschlaff darin überein, dass das Eingreifen von Lipps in die Diskussion über das Wesen der Suggestion den Höhepunkt dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzung bedeutet.[1]) Ja, ich gehe soweit, dass ich alle Definitionen, bei denen die Suggestion soweit gefasst wird, dass sie mit dem psychischen Geschehen überhaupt identisch erscheint, als gar nicht erst diskutabel betrachte. Nur wer die Erforschung der Suggestion so auffasst: dass ihm die Suggestion als etwas Aussergewöhnliches erscheint; dass er die Kennzeichen des Aussergewöhnlichen zu beschreiben sucht; dass er endlich nachzuspüren sich müht, wieweit bekannte psychische Vorgänge dies Aussergewöhnliche konstituieren, und wie sie es konstituieren — nur der beteiligt sich an der wissenschaftlichen Arbeit über das Wesen der Suggestion. Und an dieser Forderung gemessen, scheint mir die Beteiligung von Lipps die weitaus bedeutungsvollste gewesen zu sein. Die Reproduktion und Kritik der von Lipps aufgestellten, sowie irgend einer früher oder später versuchten Definition der Suggestion fällt natürlich nicht in den Bereich dieser Betrachtungen, die ja der Feststellung meiner eigenen Kennzeichnung der Suggestion gewidmet sein sollen.

Suggestionen sind also aussergewöhnliche psychische, psychophysische oder physische Wirkungen psychischer Vorgänge; sie sind damit der Ausdruck einer Disproportionalität zwischen einem psychischen Erlebnis und seiner Wirkung.

Jedes psychische Erlebnis hat einen Inhalt. Er erscheint uns als die objektive, das Ich überdauernde Seite des Erlebens. Der Inhalt wird aber erlebt in einer bestimmten Gefühlsbetonung. Sie erscheint uns als die subjektive, dem Ich eigentümliche Seite des Erlebens. Die wissenschaftliche Abstraktion unterscheidet diese zwei Seiten eines psychischen Vorgangs als Vorstellung und Gefühl.

An einem psychischen Geschehen erleben wir bald den Inhalt, bald das Gefühl als das Wesentliche. Ohne hier die strittige Frage zu diskutieren, ob es inhaltsleere Gefühlszustände und gefühlsfreie Vorstellungen gibt, stellen wir als sicher fest, dass uns einmal der Inhalt, ein anderes Mal das Gefühl als das Wirksame eines psychischen Erlebnisses erscheint. Ist dieses Ueberwiegen aber kein entschiedenes, so bleibt uns das psychische oder psychophysische Wirken eines Erlebnisses unklar: wir vermögen oft nicht zu entscheiden, ob eine auftauchende Erinnerung

[1]) Zeitschr f. Hypn., Bd. VI u. VIII/IX.

durch Inhalts- oder durch Stimmungsähnlichkeit ihres ersten Erlebens mit der momentanen psychischen Konstellation geweckt ist.

Das Wirken der Inhalte ist ein vorwiegend psychisches — assoziatives —, das Wirken der Gefühle ein psychisches und psychophysisches. Die Grenzfälle dieses Wirkens sind dort das logische Denken, hier die Ausdrucksbewegung.

Im gewöhnlichen Geisteszustande erscheinen uns alle unsere psychischen Erlebnisse begründet; wir finden, dass der Inhalt oder das Gefühl eines Erlebnisses I den Inhalt oder das Gefühl eines Erlebnisses II hervorgerufen, bewirkt habe. Der Kürze halber wollen wir fortan von assoziativen oder auch logischen und von affektiven Gründen und Folgen psychischer Ereignisse sprechen.

Eine Gefühlslage kann affektiv begründet sein: als Folge einer anderen Gefühlslage, sei es, dass sie ihr ähnele, sei es, dass sie mit ihr kontrastiere. Sie kann aber auch assoziativ begründet sein: in einer Gedankenreihe kann ein Glied plötzlich Erinnerungen mit sehr starker Gefühlsfärbung wecken. Ebenso gibt es Inhalte als assoziative, wie als affektive Folgen, Handlungen nicht minder. Für das durchschnittliche Handeln fordern wir eine Art von Gleichgewicht zwischen assoziativer und affektiver Begründung; in ihm finden wir, wo es gesichert scheint, den „Charakter", während rechts und links davon das vorwiegend affektiv handelnde „Temperament" und der vorwiegend logisch handelnde „Verstand" sich gruppieren.

Vermögen wir nun aber die Gründe eines psychischen Erlebnisses nicht zu entdecken, so nennen wir es grundlos, oder unmotiviert, oder unbegreiflich; wir sprechen von einer grundlosen Verstimmung, von einem unmotivierten Einfall, von einem unbegreiflichen Entschluss. Diese von der praktischen Psychologie geschaffenen Nüancierungen der Bezeichnung würden, auf theoretische Untersuchungen übertragen, nur Verwirrung und Missverständnisse hervorrufen. Da nun die wissenschaftliche Betrachtung auch des psychischen Geschehens zunächst eine kausale sein muss, so fordert sie die Anwendung jener Worte, in denen unser fundamentales Bedürfnis der Verknüpfung nach Grund und Folge für den Fall der Betätigung an empirischen Inhalten seinen Ausdruck findet: Ursache und Wirkung.

Würden wir also anstatt von einem grundlosen, einem unmotivierten, einem unbegreiflichen Erlebnis nunmehr von einem „ursachlosen" reden? Gewiss nicht; denn jene drei Benennungen enthielten ja keineswegs die Vermutung, dass dem Erlebnis jede kausale Verknüpfung abgehe, und selbst wenn diese Vermutung als vulgäre existierte, so müsste sie in

der psychologischen Wissenschaft enden; hier können die Wörter mit „un-“ und „-los“ nur bedeuten, dass die überall postulierte kausale Verknüpfung keine unmittelbar ins Auge fallende, dass sie eine versteckte, oder dass sie wenigstens keine alltägliche, dass sie vielmehr eine ungewöhnliche sei.

Nun liefert uns schon die vulgäre Sprache für die Beurteilung irgend welcher Zusammenhänge zwei Kennzeichnungen, die mir auch für die wissenschaftliche Verständigung brauchbar zu sein scheinen. Wir unterscheiden nämlich Sinn und Mass einer Verknüpfung; wir nennen eine Abfolge, ein Nacheinander sinnlos, wenn eine qualitative Verwandtschaft der Glieder fehlt; wir nennen eine Wirkung masslos, wenn zwischen dem Wirkenden und dem Bewirkten ein quantitatives Missverhältnis zutage tritt. Danach wird man auch eine aussergewöhnliche psychische Abfolge entweder durch ihre Sinnlosigkeit oder durch ihre Masslosigkeit charakterisieren können, derart, dass die Sinnlosigkeit als Kennzeichen für das der Betrachtung Unbegreifliche der qualitativen, — die Masslosigkeit ebenso als Kennzeichen für das Unbegreifliche der intensiven Wirkung Verwendung findet. Und in jedem Falle wird wieder eine partielle — sei es assoziative, sei es affektive — von einer kompletten Masslosigkeit oder Sinnlosigkeit zu unterscheiden sein.

Die Psychopathologie bietet für alle vier Möglichkeiten eine genügende Zahl von Beispielen. Die Melancholie — ich folge dabei durchgehends der von Kraepelin gewählten Terminologie — ist der typische Beleg für die affektive Masslosigkeit; Eindrücke, die den Gesunden kaum berühren, ihn vielleicht ganz vorübergehend verstimmen, beunruhigen, verdüstern würden, wecken hier Erregung, Angst, Schwermut bis zur höchsten Intensität. Die Paranoia bietet das Bild der logischen Masslosigkeit: die Anschläge gegen sich, die der Paranoische hinter jeder Massregel wittert, sind kein geradezu sinnloser Einfall, aber sie erscheinen, wenngleich dem Grundgedanken nach begreiflich, zu ungeheuerlichen Dimensionen ausgeweitet und übertrieben. Ich finde, soweit meine Kenntnis reicht, die Worte zwar niemals verwendet, aber ihrem Geiste nach scheidet die Differentialdiagnostik Kraepelins nach den Begriffen der Sinnlosigkeit und der Masslosigkeit die paranoiden Formen und Phasen in den Verblödungsprozessen von der kleinen Gruppe echter Paranoia. Denn in dieser bleibt die Masslosigkeit der logischen Folgerungen im wesentlichen das Charakteristische; in allen bloss paranoiden Zuständen aber fällt mehr oder minder frühzeitig die logische Sinnlosigkeit der wahnhaft umgestalteten Gedankengänge ins Auge. Die affektive Sinnlosigkeit endlich glaube ich am deutlichsten im manisch-depressiven

Irresein wiederzufinden; denn wie wahrhaft unbegreiflich erscheinen uns nicht die psychischen Verknüpfungen des Manischen, der bei einer Trauerbotschaft heiter fortlacht, oder des Depressiven, der, eben noch im schweren Kummer versunken, nach überwundener Hemmung im einmal gewonnenen Redefluss nun plötzlich zu Scherzen und Neckereien aufgelegt ist?

Komplette Sinnlosigkeit oder komplette Masslosigkeit nun stelle ich als Kriterien jener aussergewöhnlichen Wirkungen auf, die wir Suggestionen nennen.

Wir müssen uns, um Missverständnisse auszuschliessen, natürlich stets bei der Untersuchung dieser Dinge in den subjektiven Zustand des Beobachteten hineindenken. Das Treiben des Alkoholdeliranten, der nach Fliegen greift, macht einen sinnlosen Eindruck; da er aber wirklich Tiere sieht, die auf ihn zuschwirren, so handelt er völlig sinnvoll. Und logisch wie affektiv sinnvoll handelt der Paranoide, der das Essen fortschiebt, weil er es für vergiftet hält; ja er handelt sogar noch massvoll, wenn er es dem Wärter ins Gesicht wirft — falls er ihn nämlich für mitbeteiligt an dem vermeintlichen Vergiftungskomplott hält. Sinnvoll handelt ebenso der Paralytiker, der das von ihm für vergiftet gehaltene Essen geniesst, weil ihm kein Gift etwas anhaben könne; nicht minder der Melancholische, der es etwa geniessen würde, um damit Selbstmord zu begehen. Die Idee selber, dass das Essen vergiftet sei, kann wiederum sinnlos, sie kann auch bloss masslos — eine ungeheuerliche Einzelübertreibung eines allgemeinen Misstrauens gegen Nachstellungen seitens der Umgebung — sein.

Sage ich nun einer Person, bei der eine affektive oder logische Grundlage für den Verdacht, ihre Speisen seien vergiftet, nicht vorhanden ist: „Dies Essen ist vergiftet!“ und sie rührt es nicht an, obwohl sie hungert oder doch im Begriff stand zu essen — so handelt sie zwar sinnvoll, aber ihr Glaube ist komplett sinnlos. Und zweifellos wird jeder den beschriebenen Vorgang als eine Suggerierung, den Glauben der Person an das Gift als Suggestion bezeichnen. Weiterhin setze ich voraus, dass die Person weder eine Neigung zum Selbstmord noch eine Wahnidee des Gefeitseins gegen Gifte in sich trägt. Sage ich ihr nun noch: „Sie werden das Essen verzehren!“ und sie tut es, so kommt ihrer Handlung komplette Sinnlosigkeit zu. Keiner aber wird auch diesen zweiten Akt anders nennen, als eine Suggerierung. Beide Male hat eine Mitteilung, bezw. eine Forderung aussergewöhnliche, d. i. logisch und affektiv sinnlose Wirkungen erzielt; beide Male habe ich der Person eine Suggestion erteilt.

Sage ich einem Menschen: „Das Essen wird heute unschmackhaft oder unsauber sein!“ und er verspürt beim Auftragen der Speisen wirklich einen momentanen Widerwillen, so handelt es sich um eine sehr gewöhnliche Erscheinung, die wir nicht als Suggestion bezeichnen dürfen. Denn ich habe dem Betreffenden nur ein leises Misstrauen eingeflösst, dessen Gegenstand — die Unschmackhaftigkeit oder Unappetitlichkeit — durchaus im Bereich der möglichen Vorkommnisse liegt. Wird nun aber dieses Misstrauen durch die faktisch andere Beschaffenheit der Speisen nicht beseitigt, sondern wächst es zum Appetitschwund oder zum Ekel an, so habe ich eine Suggestion erzielt: eine aussergewöhnliche, diesmal durch komplette Masslosigkeit gekennzeichnete Wirkung.

Ein bedeutsamer psychologischer Unterschied zwischen beiden Fällen ist aber nicht zu übersehen. Es ist nämlich die Möglichkeit einer partiellen Masslosigkeit eine wesentlich einseitige, die einer partiellen Sinnlosigkeit hingegen eine doppelte. Das lässt schon die theoretische Ueberlegung, gestützt auf die Erfahrungen der allgemeinen Psychologie, uns vermuten. Masslosigkeit bedeutet Intensitätssteigerung höchsten Grades. Es gibt aber kaum eine derartige Gefühlssteigerung, die nicht auf das ihr verbundene Vorstellen miteinwirkte; es gibt, um auf unser Beispiel zurückzugreifen, keinen Ekel, der nicht auch, sofern er auf eine Speise sich richtet, ihren Geschmack und Geruch, ja, ihr Aussehen uns veränderte — geringfügig Verdächtiges, das uns sonst nicht auffällt, zu massloser Vergrösserung brächte. So wird die affektive Masslosigkeit schwer isoliert erzielbar sein, immer vielmehr zu einer kompletten auswachsen. Umgekehrt aber ist der Zusammenhang nicht ebenso zwingend. Denn Vorstellungssteigerung ist kein eindeutiger Begriff; es kann damit Verstärkung der eine Vorstellung konstituierenden Elementarempfindungen, also grössere sinnliche Lebhaftigkeit der Vorstellung, es kann deutlichere Abgrenzung gegen andere Vorstellungen, es kann endlich eine begriffliche Steigerung gemeint sein, das soll heissen: Ersatz einer Vorstellung durch eine ihr begrifflich verwandte, die innerhalb einer logischen, ethischen oder ästhetischen Reihe eine höhere Stufe repräsentiert. Es würde etwa der physikalische Bedrohtheitswahn in der paranoiden Demenz so manches Beispiel einer sinnlichen Steigerung ursprünglich blasser Vorstellungen liefern — von der Vermutung bis zur Halluzination, während die echte Paranoia im Ausbau des Wahnsystems uns klassische Bilder begrifflicher Steigerung sehen lässt. Diese Steigerungen erscheinen wohl als logisch, durchaus nicht aber als affektiv masslose; denn wie sehr auch dem Gesunden ein Misstrauen die Eindrücke illusionär verfälschen kann, bedarf keiner Schilderung, nur dass eben bei ihm die Vorstellungsänderungen sich

strenger im Rahmen des assoziativ Gewöhnlichen halten. Logische Masslosigkeit an sich beweist also niemals, dass eine psychische Wirkung suggestiven Charakter trage, ist vielmehr stets erst daraufhin zu prüfen, ob sie nicht affektiv verständlich sei. Diesen Satz finde ich durch nichts schöner belegt, als durch Moebius' Analyse der agoraphoben Zwangsvorstellung[1]); in ihr wird gezeigt, dass die masslose Steigerung der auch dem Gesunden leicht aufsteigenden Gehunsicherheit auf grossen Plätzen ihre Unbegreiflichkeit verliert, wenn man sich den Gemütszustand der Kranken ansieht: die Kette von der normalen Gefühlslage bis zur höchsten Angst ist eine durchaus kontinuierliche, so rasch sie auch abläuft. Wenn aber jemand, der eine Fussquetschung mit ansieht, plötzlich eine Abasie oder eine strumpfförmige Anästhesie bekommt, so ist das eine inhaltlich wie affektiv masslose Wirkung: inhaltlich masslos — denn Verwandtes kennen wir, aber nur mit momentaner Zeitdauer und bei überwältigenden Gemütserschütterungen; affektiv — denn das sonstige Verhalten des Abatischen, namentlich die Gesamtheit seiner Ausdrucksbewegungen, verrät keinen besonders starken Affekt. Diese Wirkung verdient also den Namen einer Suggestion.

Alles dies soll nur gesagt sein, um den Suggestionen die schärfste Abgrenzung zu sichern; diese Abgrenzung ist aber nirgends so schwierig, als in der Gruppe der bloss masslosen, nicht sinnlosen Effekte. Bei den komplett und partiell sinnlosen Wirkungen ist die Scheidung ja meistens leicht. Wenn eine berechtigte traurige Verstimmung uns törichterweise auch die besten Seiten unseres Daseins schwarz sehen lässt, so werden noch so vage logische Sinnlosigkeiten durch den herrschenden Affekt begreiflich, und von suggestiven Wirkungen kann keine Rede sein. Umgekehrt führt eine logische Kette nicht selten zu Resultaten, die, vom Gemüte des Urhebers aus angesehen, sinnlos und unbegreiflich scheinen; wie zahlreiche Gestalten zeigt uns die Geschichte, die für die Anerkennung und Verbreitung einer Lehre alles opferten, ohne doch selber diese Lehre ihrer ganzen Gemütsanlage nach praktisch betätigen zu können. Man spricht da mit Vorliebe und mit Recht von einem „Riss" in der Persönlichkeit: in der Gedankenkette fehlt kein Glied, aber zum Gefühlsleben des Denkenden scheint die Verknüpfung abgerissen. Machen solche Leute Schule, so liest man oft, sie hätten „suggestiv" gewirkt; und doch ist es meist entweder die logische Ueberzeugungskraft ihrer Lehren, oder die affektiv fortreissende Wirkung ihres Auftretens,

[1]) Moebius, a. a. O. S. 1—31.

denen der Erfolg entstammt. Aber freilich gibt es Massenstimmungen, in denen selbst ein trocken vorgetragener Unsinn willig aufgenommen wird; dann können die Kriterien der kompletten Sinnlosigkeit gegeben sein, und die Suggestion feiert ihre Triumphe. Wo jedoch Effekte nicht qualitativ, sondern nur intensiv unbegreiflich sind, wo das Masslose an Stelle des Sinnlosen tritt, dort wird die Grenzbestimmung eine ungleich schwierigere. Wählen wir ein sehr bekanntes Beispiel! Eine an der Grenze der Marschfähigkeit angelangte Truppe wird durch Musik zu einem letzten Aufflackern des Könnens gebracht. Man sagt da oft, die Musik wirke suggestiv, weil der Effekt fürs Auge ein unerwarteter ist. Aber so masslos hier die Wirkung inhaltlich sein mag, d. h. so enorm der rasche Leistungszuwachs, so begreiflich ist sie affektiv: dass Musik die Herrin unserer Stimmung fast ohne Widerstand unsererseits zu werden vermag, ist uns allen geläufig, und dass der Leistungszuwachs nur eine Folge dieses Stimmungswechsels ist, lehrt jeden der Beteiligten die oberflächlichste Selbstbeobachtung. Ein anderes Mittel im selben Falle ist die Verschärfung eines Teils der Leistung: z. B. Trittfassen, Gewehranziehen oder dergleichen. Dadurch wird oft die Frische wieder bedeutend gehoben, selbst die Stimmung erheblich gebessert. Handelt es sich um eine Suggestion? Auch hier nicht; denn dass ein solcher Leistungszuwachs für einen Moment noch möglich ist, bestreitet niemand; affektiv ist er freilich bei der eingerissenen Unlust schwer verständlich, aber er wird erreicht, indem durch die Gewohnheit des mechanischen Gehorsams die noch mögliche Leistung produziert und damit der alte Affekt zugleich überwunden wird. Dort lag eine inhaltliche Masslosigkeit des Resultates vor, die durch den musikalisch gesteigerten Affekt erklärlich wurde; hier umgekehrt eine affektive Masslosigkeit, die aus der Steigerung der sinnlichen Stärke gewisser Eindrücke sich herleiten lässt. Denn dass überhaupt Tritt gefasst wird, ist nur die Folge der Einübung, eine kleine Gruppe von Kommandos völlig automatisch zu realisieren; dieser erste Erfolg des ganzen Vorganges ist für den Handelnden eine Selbstverständlichkeit. Wenn ich nun aber einem Abatischen plötzlich zurufe: „Kommen Sie her!“ und er geht — so liegt hier eine echte Suggestion, ein Erfolg von kompletter Masslosigkeit vor. Für den Leistungsinhalt bedarf das keines Beweises; aber auch affektiv ist der Effekt masslos, denn wir wissen, dass nur allerstärkste Gemütsbewegungen eine psychogene Lähmung beseitigen können, während wir die Gefühlswirkung unseres Befehles doch an sich schon als eine sehr niedrige taxieren, und auch nichts im Gesamtausdruck des geheilten Abatischen darauf hinweist, dass wir mit dieser Taxierung im vorliegenden Falle einen Irrtum begingen.

Ueberzeugend und geschützt gegen den Vorwurf der Konstruktion können solche Darlegungen nur bleiben, wenn man keinen Augenblick die fingierte Position in der Seele des Suggerierten verlässt. Denn nur wo *seinem* Bewusstsein das Verständnis für die fraglichen Zusammenhänge fehlt, wo für ihn selber die erzielte Wirkung eine sinnlose oder masslose ist, dort ist der Begriff des Sinnlosen oder Masslosen als eines Kriteriums der Suggestion anwendbar, und nicht etwa — wie es so oft geschieht — dort, wo der Erfolg dem Zuschauer erstaunlich vorkommt. Wo immer, sei es auch nur in grober Manier, die Möglichkeit bleibt, über den Gang der psychischen Verknüpfung *Rechenschaft* abzulegen, dort liegt keine komplette Masslosigkeit, keine komplette Sinnlosigkeit — keine Suggestion vor. Es bedarf keines Beweises, dass bei den beiden vorher gewählten militärischen Beispielen diese Möglichkeit erhalten ist. Darum aber sind diese Mittel dem Truppenführer durchaus geläufig, sie wirken mit fast ausnahmeloser Sicherheit – ihr Erfolg ist berechenbar. Der **Erfolg eines Suggerierversuches ist unberechenbar** — im normalen Zustande. Und wir vermögen nur rein ziffernmässig die Wahrscheinlichkeit dieses Erfolges durch Herbeiführung künstlicher oder Ausnutzung pathologischer Seelenzustände zu steigern. In der Hypnose werden, verglichen mit der seelischen Durchschnittsbeschaffenheit, ziffernmässig *mehr*, und im somnambulen Zustande werden sogar nahezu *alle* Suggestionen realisiert. *Welche* aber, so lange es nicht alle sind — das entzieht sich jeder Berechnung; und die sogenannte Meisterschaft des Psychotherapeuten besteht ja wesentlich darin, Misserfolge zu vermeiden oder noch richtiger, sie geschickt zu verdecken.

Freilich gibt es, nach rein empirischer Feststellung, einen Kreis von Vorgängen, die besonders leicht auf suggestive Art erzielt werden; warum aber? ist völlig unbekannt — nur erscheint uns eben alles Häufigere auch minder rätselhaft. Die Wissenschaft kann selbstverständlich an dieses empirische Kriterium sich nicht halten, denn schliesslich hat sie es nicht mit Statistik und Erfolgswahrscheinlichkeit, sondern mit der Einfügung der einzelnen Erscheinungen in widerspruchslose Zusammenhänge zu tun, und so bleiben vor ihr auch für die billigeren Erfolge der suggestiven Beeinflussung die Kriterien der kompletten Sinnlosigkeit oder Masslosigkeit bestehen. Sie sind Hilfsbegriffe der Forschung, bis diese die wirkliche Verknüpfung im scheinbar Sinnlosen oder Masslosen aufgezeigt hat; denn irgendwelche noch so plausibeln Hypothesen über die unbekannten Verknüpfungen erschüttern die Unentbehrlichkeit derartiger Hilfsbegriffe nicht. Erst mit der Lösung des Problems werden diese Kriterien wissenschaftlich überflüssig und können verschwinden, oder

auch, wie es oft der Fall ist, als Hilfsbegriffe der praktischen Verständigung bestehen bleiben.

Für jeden dieser Fälle aber scheinen sie mir die Forderung, das Wesentliche der Suggestion ausnahmelos zu bestimmen — ungezwungen zu erfüllen.

III.

Für gewöhnlich sind alle psychischen und psychophysischen Wirkungen, die wir in und um uns erleben, assoziativ oder affektiv zureichend begründet. Wo sie aber sinnlos oder masslos — wo sie als Suggestionen erscheinen, dort nehmen wir eine Veränderung der psychischen Gesamtlage an und bezeichnen diese als Suggerierbarkeit oder Suggestibilität.

Der Ausdruck „Gesamtlage" möge dabei cum grano salis verstanden werden. Er soll ja nur besagen, dass bei den suggestiven Wirkungen der inhaltliche oder affektive Wert des wirkenden Erlebnisses den Inhalt oder die Intensität des Erwirkten nicht hinreichend verständlich macht; dass also die kausale Verbindung zwischen dem Ersten und Zweiten keine unmittelbare sein kann, sondern auf einem der oberflächlichen Betrachtung verhüllten Umwege gesucht werden muss; was weiterhin heisst, dass nicht bloss die zwei, sondern vielleicht eine ganze Kette anderer psychischer Erlebnisse in Frage kommen, die an der Erzielung der aussergewöhnlichen Wirkung teilhaben. Danach dürfte wohl gegen die Voraussetzung einer besonders gearteten Gesamtlage beim Suggestiverfolge kaum etwas einzuwenden sein; diese Annahme spricht nur die bewusste Ablehnung der Möglichkeit aus, dass etwa das isoliert wirkende Erlebnis irgendwie in seinen Eigenschaften die Aussergewöhnlichkeit des Erwirkten zu erklären vermöge, wo immer eine Wirkung als Suggestion uns imponiert.

Die Suggestibilität stellt also einen Zustand dar, in dem die psychischen Verknüpfungen nicht nach den geläufigen assoziativen und affektiven Möglichkeiten geartet sind. Welches aber ist ihre positive Eigenart? Ehe wir in die Diskussion dieser Frage eintreten, werden wir zwei Versuche einer nach meinem Empfinden im Prinzip verfehlten Lösung zurückzuweisen haben.

Im Prinzip verfehlt erscheint mir der Ausweg, die suggestive Verknüpfung ins „Unbewusste" zu verlegen; aber noch stärker verfehlt freilich der Versuch, das Unbewusste zu ersetzen durch physiologische Vorgänge, die so beschaffen sind, dass sie von einer bestimmten Intensität ab mit psychischen Parallelerscheinungen einhergehen: also etwa durch das, was Gross die cerebrale Sekundärfunktion genannt hat. Ich kann mich

nur Lipps anschliessen, wenn er hervorhebt, dass hierbei die Lücken in der Bewusstseinskette durch etwas ausgefüllt werden, von dessen Existenz (geschweige denn von dessen Beschaffenheit) wir überhaupt nichts wissen, wenngleich wir sie annehmen. Gibt es keine psychische Kausalität, so gibt es auch keine Psychologie als Wissenschaft; gibt es aber eine psychische Kausalität, oder haben wir wenigstens das Bedürfnis, sie vorauszusetzen, so geht es nicht an, scheinbare Lücken im Abwandel des Psychischen mit den der psychischen Kausalität nicht unterworfenen physiologischen Geschehnissen auszustopfen. Dann ist es, auch hierin stimme ich Lipps zu, immer noch besser, solchen Lücken den Namen des Unbewussten zu geben, der ja eben nur die Tatsache des mangelnden Bewusstseins von den fraglichen Verkettungen konstatiert. In ähnlichem Sinne hat auch Wundt das Wörtchen „unbewusst" beibehalten.[1] Niemals aber darf dann vergessen werden, dass es sich eben um nicht mehr als um einen Hilfsbegriff handelt; und das ist gar oft vergessen worden. Das Unbewusste wurde — ganz abgesehen von seiner metaphysischen Ausbeutung — zu einer Art mystischen Reiches, in das psychische Erlebnisse untertauchten, um die erstaunlichsten Umwandlungen zu erfahren und dann, zur Unkenntlichkeit verändert, wieder ins Bewusstsein emporzusteigen. In diesem Sinne kennen wir keinen Weg durchs Unbewusste, so wenig wie wir einen Weg psychischer Verkettungen über physiologische Lückenfüllungen hinweg kennen. Wenn wir uns des Ganges einer psychischen Verknüpfung nicht bewusst sind, so dass sie uns rätselhaft erscheint, so kann das allerdings daran liegen, dass einzelne Glieder der Verknüpfung jetzt schon wieder dem Bewusstsein entschwunden sind; das ist aber keineswegs identisch mit der Annahme, der Weg der Verknüpfung selber habe durch das Unbewusste — oder das Physiologische — geführt. Es erscheinen mir die Studien von Freud, über die Hysterie wie über die Träume, sowenig mir viele der speziellen Interpretationen einleuchten, im Prinzip doch gerade darum so wertvoll, weil sie ein eminent scharfsinniger Versuch sind, zu zeigen, wie ungeheuer kompliziert sich psychische Verkettungen gestalten können, und wie es, so absurd sie uns anfangs vorkommen, doch einer besonders eingestellten Aufmerksamkeit gelingen kann, sie in lückenloser Reihe wieder ins Bewusstsein zu rufen. Der Weg durchs Unbewusste ist eben in vielen Fällen nur ein grosser Umweg, dessen Anfangsstadien vergessen wurden, oder ein aus irgendwelchen Ursachen unbemerkt gebliebener Weg. Ich bin überzeugt, dass es bei scharfer Prüfung keinen Fall geben dürfte, in dem nicht das Un-

[1]) Lipps, Zeitschr. f. Hypnotism., Bd. VI, S. 119. Wundt, Grundriss der Psychologie, 5. Aufl., S. 248.

bewusste als ein Vergessenes oder als ein Unbemerktes — im Sinne Wundt's — sich nachweisen lässt.

Wir lehnen also die Durchbrechung der psychischen Kausalität zur Deutung auch der suggestiven Wirkungen im Seelenleben ab; der Umweg von der Ursache zur Wirkung muss auch im Bereich der Suggestionen durchs Psychische führen. Wie aber ist es möglich, diesen versteckten Weg zu finden? Vogt und Freud haben sich hierbei, wenngleich beide zu verschiedenem Zwecke, der viel diskutierten Exploration in der Hypnose bedient. Es würde gegen diese Methode an sich noch nichts beweisen, dass Psychologen wie Wundt, Psychopathologen wie Kraepelin, sich skeptisch oder ganz ablehnend gegen sie verhalten; doch scheint mir Hirschlaff die Grenzen der Leistungsfähigkeit des Verfahrens sehr klar gezogen und seine Meinung sehr gut begründet zu haben: der phänomenologische Wert mag gross sein, der kausale ist gleich Null.[1]) Die unleugbare Konzentration der Aufmerksamkeit in den von Vogt und Freud benutzten Zuständen mag die einzelnen psychischen Erlebnisse klarer und lebhafter gestalten, als sie im Wachsein erscheinen. Ja, man könnte Vogt zugeben, dass gesteigerte Suggestibilität mit kritischer Selbstbeobachtung vereinbar sei und doch bestreiten, dass die Leistungen dieser Selbstbeobachtung über das Phänomenologische hinausgehen. Es ist kein Beweis dafür erbracht, dass wir im „partiellen systematischen Wachsein" oder sonst einem „Dissoziationszustande" uns über die stattgehabten Verknüpfungen zwischen verflossenen und reproduzierten psychischen Erlebnissen weniger täuschten, als in der Erinnerung des gewöhnlichen Wachzustandes; und dass wir weiter über die Art gegenwärtig sich abwickelnder Verknüpfungen etwas Richtigeres in jenen Halbschlummerstadien aussagen könnten, als wiederum in der wachen Selbstbeobachtung.

Die Untersuchung der Suggestion muss, wie ich meine, je nach ihrem Zwecke zwei Angriffspunkte, die sich ihr bieten, unterscheiden und zu wählen wissen. Ihre deskriptive Aufgabe beginnt sie am leichtesten dort, wo die suggestiven Wirkungen am stärksten ausgeprägt sind, und von da erst mag sie zu jenen Erscheinungen fortschreiten, bei denen der Entscheid schwer wird, ob die Kriterien der kompletten Sinnlosigkeit oder Masslosigkeit erfüllt seien. Wendet sie sich aber ihrer analytischen Aufgabe zu, so liegen umgekehrt die Bedingungen für deren Lösung am einfachsten da, wo der Vergleich mit dem Normalen am leichtesten ist; und wenn die Analyse von hier zu den extremen Suggestiverscheinungen stufenrecht fortschreitet, so hat sie möglicherweise

---

[1]) Zeitschr. für Hypn. Bd. V.

ein Stück der genetischen Aufgabe schon miterledigt, sicherlich ihr einen guten Boden bereitet. Denn wenn auch, was hier nicht weiter darzulegen ist, die analytische und die genetische Betrachtung letzten Endes unvergleichbare Seiten wissenschaftlicher Erkenntnis darstellen, so muss doch jene Genese, die ohne voraufgegangene Analyse in Angriff genommen wird, entweder auf der Stufe einer einfach deskriptiven Entwicklungsgeschichte stehen bleiben, oder zu einer in ihrem Werte immer fraglichen Entwicklungshypothetik sich verflüchtigen: zwei Schicksale, welche die Biologie an sich erlebt hat, und von deren Wiederholung heute die auf sorgfältiger Analytik bauende Entwicklungsmechanik sie zu bewahren sucht.

Die Analyse der Suggestion wird sich also mit Vorteil einen seelischen Zustand auswählen, in welchem krasse Suggestivwirkungen nicht die Regel sind, sondern die psychischen Verknüpfungen den Kriterien der Sinnlosigkeit oder Masslosigkeit nur angenähert erscheinen. Einen solchen Zustand finde ich in jener psychischen Disposition, welche die Sprache als „Lenksamkeit" zu bezeichnen pflegt.

Als lenksam gilt ein Mensch, der das, was ihm zugemutet wird, ohne Widerspruch ausführt. Der Gehorsame und der Fügsame scheinen das nämliche zu tun. Indessen waltet hier doch ein gerade psychologisch und für unsere spezielle Frage sehr wichtiger Unterschied ob. Wer gehorsam oder fügsam ist, der besitzt sozusagen die äusserliche Lenksamkeit: beide Wörter präjudizieren in keiner Weise den inneren Zustand des durch sie charakterisierten Individuums. Es gehorchen oder fügen sich viele mit innerer Empörung gegen den Auftrag, den sie ausführen, den Beschluss, dem sie zustimmen. Der Lenksamkeit geht auch der innerliche Widerspruch ab. Der Lenksame erfüllt die an ihn gestellten Anforderungen entweder gern, oder doch psychisch indifferent. „Anforderungen" im allerweitesten Sinne: er tut nicht nur, was man ihm aufträgt, er glaubt auch, was ihm gesagt oder gelehrt wird. Es fehlt bei ihm nicht nur der affektive und der logische Widerspruch, die aktive Ablehnung des Zugemuteten, sondern ebenso sehr die passive, der affektive und der logische Widerstand. Die leiseste Form psychischer Opposition: das Erstaunen, fehlt ihm ebenso sehr wie die mittlere: der Zweifel, und die schärfste: die Ablehnung. Oder der Widerstand in einer dieser drei Abstufungen ist doch so geringfügig, dass er durch einfache Wiederholung der Zumutung gebrochen werden kann, möge es sich um einen Wunsch, um eine Mitteilung, um eine Lehre handeln.

Daraus ergiebt sich, dass wir an einem Lenksamen nach Inhalt wie nach Intensität Wirkungen erleben können, die den Charakter des

Aussergewöhnlichen tragen, die wir nach Sinn oder Mass durchschnittlich zu erzielen nicht gewöhnt sind: das heisst, die Lenksamkeit ist die engste Verwandte der Suggestibilität. Sie ist ihre erste, leichteste Form, ihre Unterstufe sozusagen. Das ist analytisch gesprochen, trifft die prinzipielle, auf der Gemeinsamkeit bestimmter Kennzeichen ruhende Verwandtschaft. Das genetische Problem: ob nun die Suggestibilität aus der Lenksamkeit sich zu entwickeln vermöge, ob sie diese als ihre Vorfrucht genetisch voraussetze, wird hier in keiner Weise berührt.

Es darf auch das Missverständnis nicht aufkommen, als sei die Lenksamkeit ein permanenter Seelenzustand. Wir wissen aus hundertfältiger Erfahrung, dass sie meistens an bestimmte, empirisch nachgewiesene Bedingungen sich knüpft; es ist etwa Einer lenksam bestimmten Person gegenüber, in bestimmten Lebenskreisen. Natürlich sind von diesen Bedingungen solche Seelenzustände auszuschliessen, die überall nach Sinn und Mass aussergewöhnliche Wirkungen zeitigen würden, also Angst oder Ermüdung, und nicht minder ein Verhalten, das unter dem Druck bestimmter Berechnungen oder Erwägungen steht. Wohl aber kann Heiterkeit eine Bedingung der Lenksamkeit darstellen; gerade diesen Zusammenhang finden wir häufig bei Menschen mit Stimmungsveränderlichkeit — sie sind störrisch in ihren gereizten oder gedrückten, lenksam in ihren heitern Stunden. Und hier brauchen wir auf die Annahme eines echten lenksamen Seelenzustandes um so weniger zu verzichten, als an und für sich die Heiterkeit durchaus nicht das Moment der Lenksamkeit einschliesst.

Die Lenksamkeit also, sei sie nun permanent oder episodisch, charakterisiert sich uns immer durch den Mangel an affektiven oder logischen Widerständen gegenüber einem Geheiss oder einem Bericht. Damit aber sind wir über eine phänomenologische Erkenntnis noch nicht hinausgekommen; und es erhebt sich erst die weitere Frage, wie denn die elementaren psychischen Verknüpfungsvorgänge verändert sein müssen, um die Kriterien der Lenksamkeit — oder, in stärkeren Graden, der Suggestibilität — zur Erscheinung zu bringen.

IV.

Sofern wir nur die stetem Wechsel unterworfenen Verknüpfungen psychischer Elemente ins Auge fassen, von den relativ festen psychischen Gebilden absehend, führt uns die Analyse letzterdings immer wieder zu der Erscheinung der Assimilation — im Sinne Wundt's. Wiedererkennen, Erinnerung, Begriffsbildung, Erkennen ruhen durchgehends in ihrem Kerne auf successiven Assimilationen und unterscheiden sich voneinander

durch die nach Qualität, Intensität und zeitlichem Verlauf wechselnde Beteiligung von Gefühlen einfacher oder komplexer Art. Die weitaus wichtigste dieser Gefühlsbeteiligungen ist die Eingliederung assimilativer Prozesse in den psychischen Zustand der aktiven Apperzeption; denn sie schafft die allem komplizierten Seelenleben in charakteristischer Weise eigentümlichen apperzeptiven Verbindungen: Gesamtvorstellungen, die dann wiederum den Bedürfnissen apperzeptiver Analyse als Angriffspunkt dienen und für uns vorzüglich in dieser Hinsicht als Objekte der Phantasie- und der Verstandestätigkeit Interesse bieten.[1])

Es scheint mir nun, dass der Zustand der Lenksamkeit einmal auf ein entschiedenes Zurücktreten der Verstandestätigkeit hindeutet. Denn wenn wir mit Wundt „das Grundmotiv der Verstandestätigkeit in der Auffassung der Uebereinstimmungen und Unterschiede der Erfahrungsinhalte" erblicken, so ist ja der Lenksame gerade dadurch gekennzeichnet, dass diese Art apperzeptiver Analyse ihm verhältnismässig fernliegt. Er übernimmt, etwa als Mitteilung, eine Gesamtvorstellung; sie wird ihm dargeboten, damit er sie glaube. Mit dieser Zumutung setzt sich normalerweise der Mensch auseinander, indem er sich über das Empfangene zuvörderst sein Urteil zu bilden sucht. Die Gesamtvorstellung wird für ihn zum Gedanken, und erst nach dessen begrifflicher Gliederung, die eben das Urteil ausmacht, entscheidet sich, indem nun weiter die einzelnen Begriffe zu andern assimilativ geweckten Bewusstseinsvorgängen in Beziehung und Vergleichung gesetzt werden, die Annahme des ganzen Mitgeteilten oder nur eines Teiles als eines geglaubten Tatbestandes — oder aber die Zurückweisung unter einen der verschiedenen Grade der Unwahrscheinlichkeit.

Diese Beurteilung eines Tatbestandes ist in der Lenksamkeit nur in vermindertem Grade vorhanden, und sie ist in allen suggestiblen Zuständen noch stärker abgeschwächt. Auf zweierlei Weise konnte man das deuten. Es wäre möglich, dass die übermittelte Gesamtvorstellung überhaupt nicht apperzeptiv verarbeitet würde, und das Glauben an sie nur eine Indifferenz gegen sie, ein Ausbleiben des mit dem Urteil erwachsenden Anzweifelns oder Bestreitens wäre. Diese Annahme stimmt aber zu den Erfahrungen keineswegs; wir sehen vielmehr das urteilslos Geglaubte oft ganz überraschend tief und lange im Bewusstsein des Glaubenden fortwirken. Wir wissen, was eine Verbalsuggestion, was eine einfache Mitteilung an einen Leichtgläubigen, der ja ein Lenksamer ist, in ihrer Verarbeitung durch die Psyche anrichten kann. Diese Verarbeitung fehlt also nicht, aber sie stellt sich als eine vorwiegend phantasiemässige dar.

[1]) Wundt, Grundriss der Psychologie, § 17 B.

Von den einfachen Formen der Reproduktion unterscheidet sich die phantastische Erinnerung dadurch, dass ihre Gebilde der Intensität nach in weit höherem Masse der Wirklichkeit angenähert sind. Und die vorherrschend phantastische Anlage vollzieht diese Annäherung mehr oder minder entschieden auch für alles, was ihr in begrifflicher Abblassung, also in Sätzen — gesprochenen, geschriebenen, gedruckten — geboten wird: sie verleiht alledem Wirklichkeitswert. Beobachten wir nun die Steigerung dieser Fähigkeit nicht über alle Stufen hinweg, von der als Leichtgläubigkeit sich darstellenden Lenksamkeit angefangen, bis hinauf zu jenen Zuständen aufs höchste getriebener Suggestibilität, in denen die verbalen Mitteilungen zur Halluzination gebracht werden können? Das Fehlen der logischen Widerstände bedeutet eben Schwäche des Urteils, Schwäche der apperzeptiven Inhaltsvergleichung.

Vielleicht also Schwäche der apperzeptiven Funktion überhaupt? Das müsste die Eigenart der phantastischen Weiterverarbeitung der Mitteilungen oder Eindrücke aufhellen. Die Erfahrung liefert, wie mir scheint, kaum einen Anhalt dafür, dass in der Lenksamkeit, in den suggestiblen Zuständen jedweder Art diese Weiterverarbeitung eine apperzeptiv-phantastische sei, wie etwa das künstlerische Schaffen sie zur Grundlage hat; fast immer scheint es sich vielmehr um ein assoziatives Fortspinnen, um ein planloses Ausschmücken zu handeln.

Stösst uns aber nicht gerade dieses auf Züge, die uns aus dem Bilde des hysterischen Charakters vertraut sind? Nur selten ist die Aufschneiderei Hysterischer ein geordnetes Lügengewebe, meist bleibt sie ein wirrer, widerspruchsvoller Knäuel von Phantasmen. Wir kennen die künstlerischen Neigungen vieler Hysterischen; aber auch alle klassischen Darstellungen sagen es uns, dass nur selten aus diesen Neigungen ein zielbewusstes künstlerisches Schaffen herauswächst, dass sie meistens in dilettantischer Verwilderung von Abwechslung zu Abwechslung stürmen. Und doch, das Hauptkennzeichen scheint zu fehlen: lenksam sind im Durchschnitt die Hysterischen nicht, und was derjenige, der mit ihnen umzugehen hat, an aussergewöhnlichen Wirkungen beobachtet, das ist in mindestens ebensovielen Fällen der aussergewöhnliche Misserfolg, wie der aussergewöhnliche Erfolg. Damit steht die Frage zur Entscheidung, ob es vielleicht gar nur nebensächliche Züge sind, die Lenksamkeit, Suggestibilität und Hysterie verbinden, und inwieweit etwa die drei Zustände ihrem Wesen nach, trotz mancher Aehnlichkeit, als unvergleichbare anzusehen seien.

Die Frage ist, in mannigfacher Variation ihrer Formulierung, schon oft genug diskutiert worden. Man hat es gern in den Satz ge-

kleidet: die Hysterischen seien zwar in verstärktem Masse suggestibel, aber nicht hinsichtlich der verbalen Fremdsuggestion, sondern mehr empfänglich für Real- und für Autosuggestionen. Das heisst eben, in unsere Ausdrucksweise übertragen: der Hysterische gleicht dem Lenksamen in der wesentlich assoziativ-phantastischen Gestaltung seines intellektuellen Innenlebens, aber doch erscheint er keineswegs durchgängig, nicht einmal häufig als ein Lenksamer. Die Frage, woran das liege, rührt an das Grundproblem der Möglichkeit und der Grenzen einer Erschliessung fremden Seelenlebens überhaupt.

Möglichkeit und Grenzen können hier erkenntnistheoretisch nicht diskutiert werden; auch die logische Kritik der Erschliessungswege liegt nicht im Bereich der momentanen Aufgabe. Nur das von der wissenschaftlichen Psychologie faktisch Anerkannte interessiert uns, und die Wege, die sie gegangen ist, sind — wie die jeder Disziplin — nicht von erkenntnistheoretischen oder logischen Deduktionen, sondern von ihrer eigenen wissenschafts-geschichtlichen Erfahrung bestimmt worden. Nach dieser Erfahrung aber sind Mitteilung und Ausdrucksbewegung die beiden Faktoren, deren wir uns bedienen können, um das psychische Leben des Mitmenschen in beobachtende oder experimentelle Untersuchung zu ziehen.

Den Faktor der Mitteilung lassen wir aus dieser Untersuchung von vornherein ausscheiden. Denn seine Diskussion müsste von einer Besprechung der Richtigkeitsgarantien und der Fehlerquellen experimentalpsychologischer Untersuchung überhaupt ihren Ausgang nehmen und würde uns schon darum weit über den Rahmen dieser analytischen Studie hinausführen. Sie stände aber in ihrer weiteren Abwicklung auch vor der unumgänglichen Aufgabe, jene künstlichen Bedingungen einer allseitigen kritischen Betrachtung zu unterwerfen, welche Oskar Vogt angegeben hat, um der Mitteilung psychischer, namentlich dem Gefühlsleben angehörender Erlebnisse eine maximale Uebereinstimmung mit dem wirklich Erlebten zu sichern.[1]) Die oberflächliche Erledigung dieser Kritik würde eine wissenschaftliche Gewissenlosigkeit bedeuten, die eingehende ist unterm Gesichtspunkte unseres augenblicklichen Zweckes nicht zu leisten. Und ich kann mich gerade nach den Untersuchungen von Vogt wie von Breuer und Freud mit dieser Feststellung begnügen: kein kritischer Forscher vertritt den Standpunkt, dass Mitteilungen von Hysterischen über ihre psychischen Erlebnisse nur denselben Bedingungen wissenschaftlicher Vorsicht bei ihrer Verarbeitung unterstellt sein könnten, wie die durch-

[1]) Zeitschr. f. Hypn., Bd. V.

schnittlichen Mitteilungen, die dem Experimentalpsychologen als Material dienen müssen. Ich füge dieser faktischen Konstatierung die persönliche, dem Urteil Hirschlaff's sich eng anschliessende Meinung hinzu: dass alle durch Vermehrung und Intensivierung der suggestiven Wirkungen charakterisierten Zustände möglicherweise für phänomenologische Zwecke eine günstigere Basis dsrstellen mögen, dass sie aber der kausalen Analyse des psychischen Geschehens niemals ein brauchbares Erfahrungsmaterial liefern können, weil eben die Kriterien ihrer Zustandseigenart — Sinnlosigkeit oder Masslosigkeit kompletten Charakters — selber aus der Unmöglichkeit kausaler Verknüpfung herzuleiten sind. Und ich schliesse dem noch die prognostische Mutmassung an, dass das an Problemen sicher gewaltig reiche Kapitel von den Mitteilungen der Hysterischen nach der ganzen Sachlage in seiner wissenschaftlichen Entwicklung gewissermassen den indirekten Weg wird nehmen müssen: über den wachsenden Ausbau nämlich unserer Kenntnisse von der hysterischen Mitteilungsverfälschung hinweg.

Danach bleibt unserer Betrachtung nur die Ausdrucksbewegung übrig. Wir gebrauchen diese Bezeichnung hier in dem erweiterten Sinne der psychogenen Vorgänge, die ich an anderer Stelle als die Gesamtheit „aller psychisch bedingten, aber nicht motivierten körperlichen Vorgänge" zu definieren versucht habe[1]) und lehnen uns damit formal an die Prinzipien an, die Wundt in dem grundlegenden Kapitel seiner psychologischen Untersuchung der Sprache für die Abhandlung der Ausdrucksbewegungen sich gesetzt hat. Diese Anlehnung gilt aber auch weiterhin materiell im Hinblick auf den Standpunkt, der für das Verhältnis zwischen den psychischen Vorgängen und ihrem psychogenen Ausdruck massgebend ist. Indem wir an der Geschlossenheit der psychischen Kausalität streng festhalten, bekennen wir uns wörtlich zu dem Satze Wundt's, dass „der Affekt und die Ausdrucksbewegung samt den ihr vorausgehenden Innervationen . . . nur Beziehungen regelmässiger Koordination, aber kein wirkliches Verhältnis von Grund und Folge erkennen lassen." Diese Koordination ist dann in der einzig möglichen Weise ausgestaltet, dass der qualitativen Mannigfaltigkeit des seelischen Geschehens eine extensive Mannigfaltigkeit der psychogenen Vorgänge zugeordnet erscheint; und zwar stellt sich trotz der ungeheuren, durch die sensorischen Rückwirkungen der Ausdrucksbewegungen noch vervielfältigten Komplikation dieser Zuordnungen die gesamte Koordination doch als eine so sichere und immer wiederkehrende dar, dass „wir jede Aus-

[1]) Philosophische Studien, Jahrgang XIX, S. 202.

drucksbewegung als ein adäquates Symptom der entsprechenden seelischen Regung betrachten lernen".[1]) Diese Erfahrung bildet ja dann, wie den einen Pfeiler psychologischer Forschung, so auch die Grundlage unserer praktischen Lebensführung, soweit diese auf die Beurteilung des Mitmenschen sich gründen muss, und einen ständigen Massstab für die Bewertung der Mitteilungen und Handlungen: das Psychogene gibt den psychophysischen Schlüssel zum Verständnis des Motivierten.

Jene Zuordnung erleidet nun anscheinend in der Lenksamkeit noch keine Veränderung; dieser Anschein ist uns aber nur gegeben, weil wir die Art der Erschliessung normalen Seelenlebens auf den lenksamen Zustand übertragen. Halten wir uns an ein Beispiel. Wenn ich einem lenksamen Knaben, der in eine spannende Indianergeschichte vertieft ist, befehle, die Lektüre fortzulegen und eine Lektion zu übersetzen, so wird vielleicht auch er Regungen des Missmutes, der Betroffenheit verspüren. Der Ausdruck dieser Regungen ist ein nur leiser; aber er reicht für das geübte Auge wohl hin, die Regung zu erschliessen. Wenige Minuten später unterzieht der Knabe sich eifrig der neuen Aufgabe. Er geht in ihr auf, und jede Spur von dem Ausdruck der Unzufriedenheit ist verschwunden. Ist nun hier ohne weiteres der Schluss berechtigt, dass der anfängliche Missmutsaffekt abnorm schwach gewesen sei? Ohne Zweifel liegt diese Annahme am nächsten. Aber kann sie vergleichender Erfahrung und Ueberlegung standhalten?

Mindestens vermag sie kein Alleinrecht zu behaupten. Denn es gibt noch eine zweite Möglichkeit. Der Affekt jenes Knaben könnte normal, der Affektausdruck aber abnorm gering sein: und darin wäre dann die Ursache für das überraschend schnelle Abklingen des Affektes zu suchen.

Dieser Satz klingt nach einer höchst konstruierten Deutung. Und doch ist sie uns aus dem alltäglichen Leben durch unzählige Beispiele belegt. Um an sie heranzukommen, wird es aber vorteilhaft sein, etwas weiter auszuholen.

Es gibt eine menschliche Eigenschaft, die wir Selbstbeherrschung nennen. Sie besteht darin, dass der Mensch die einem Gefühlserlebnis zugeordneten psychogenen Erscheinungen auf ein gewisses kleineres Mass herabzudrücken imstande ist. Er büsst dadurch an Intensität des Gefühlslebens nichts ein. Die hohe Schätzung dieses Charakterzuges beruht vielmehr auf der Tatsache, dass durch die Mässigung des Gefühlsausdruckes eine Steigerung des Gefühles selber vermieden wird, die dann

[1]) Wundt, Völkerpsychologie. Bd. I. Die Sprache. 1. Teil, Kap. I.

ihrerseits von ganz masslosen psychogenen Entladungen begleitet zu sein pflegt. Es spielt also dabei die schon kurz gestreifte Rückwirkung der Ausdrucksbewegungen auf den ihnen zugeordneten Affekt die entscheidende Rolle. Keineswegs ist freilich diese Rückwirkung eine dauernd steigernde; sie wird schliesslich sogar eine lösende. Man redet sich in den Zorn hinein, aber man redet sich ihn auch von der Leber herunter; man weint sich in den Schmerz hinein, aber man weint sich auch aus. Indes handelt es sich dabei eben um verschiedene Phasen im Affektablauf, und um ihre Dauer: der masslos entladene Zorn ist rascher verraucht, als der beherrschte — trotzdem bleibt die anfängliche Steigerung bestehen; nicht anders beim Schmerz. Und wegen der unberechenbaren Intensität, die diese erste Steigerung des Affekts durch die Entladungen seiner psychogenen Begleiterscheinungen erreichen kann, und der ungeheuerlichen Folgen, die daraus erwachsen können, gilt die Erziehung schon des Kindes zu einem gewissen Mass von Selbstbeherrschung als eine kaum ernsthaft angefochtene Notwendigkeit.

Ist nun die Ausdrucksbewegung im Verhältnis zu dem ihr beigeordneten Affekt abnorm gering, so wird ihre Rückwirkung kleiner und damit auch der Ablauf des Affektes wesentlich verändert sein. Ich nehme an, dass dies die Sachlage bei den Lenksamen sei.

Denn nichts spricht dafür, dass die Gemütsbewegungen der Lenksamen an sich minder starke wären; dass etwa ein dauernder Verlust, eine angenehme Beschäftigung in ihnen geringere Gefühlswirkungen auslösten. Aber die momentane Erregung geht an ihnen rasch vorüber, weil sie durch das geringe Mass des Ausdrucks nur zu flacher Höhe gelangt und rasch verklungen ist. Es fehlt ihnen das wichtigste Moment, das die Affekte noch nährt und steigert, wenn der auslösende Reiz erloschen ist. Wir könnten dann die Eigenart des Gefühlslebens der Lenksamen als eine Massstörung im Verhältnis zwischen Affekten und ihrem Ausdruck — oder als eine quantitative Disproportionalität zwischen Affekt und Ausdrucksbewegung im Sinne einer Schwächung der letzteren bezeichnen. Und daraus resultiert ja die Eigenschaft der „Lenksamkeit", soweit das Handeln in Frage kommt. Denn die Rückwirkung der psychogenen Vorgänge auf ihre Affekte ist ein Faktor, den kein Mensch sicher regieren kann; sie macht die Möglichkeiten, die sich in der psychophysischen Konstellation ergeben können, unübersehbar. Wo diese Rückwirkung fehlt oder doch so schwach ist, dass sie in der Rechnung vernachlässigt werden darf, dort kann man einen leichten Affekt, der gegen das Beabsichtigte sich auflehnt, ruhig erwachen lassen; man ist seiner Herr. Und wie vorher aus der wesentlich

phantastischen Denkart die Schwäche der logischen Widerstände, so ergiebt sich ganz natürlich die der affektiven aus der eben geschilderten psychophysischen Massstörung.

Von jener logischen Schwäche aber sprachen wir vordem schon die Vermutung aus, dass sie möglicherweise selber wieder als eine Schwäche der apperzeptiven Funktion aufgefasst werden müsse. Jetzt gedenken wir der Tatsache, dass die Apperzeption selber ja nur eine Form des Wollens ist, deren Ausgang nicht durch eine äussere Bewegung, sondern durch eine Veränderung der Vorstellungslage dargestellt wird, und dass auch das intellektuelle Leben des Menschen sein Gepräge von der Ausbildung — oder dem Ausbleiben — konstanter Willensrichtungen empfängt, die hier eben als Apperzeptionsrichtungen sich manifestieren. Ob das Wollen in apperzeptiver Inhaltsvergleichung oder in psychophysischem Handeln seinen Ausdruck sucht, es bleibt das nämliche.[1]) In seiner Fortbildung zu der Konstanz, die den intellektuellen oder affektiven „Charakter" ausmacht, setzt es immer eine gewisse Stärke und Dauer der Gemütsbewegungen voraus, und ist dabei auf die rückwirkende Hilfe der Ausdrucksbewegungen mitangewiesen. Wo diese Hilfe fehlt und die Affekte rasch verklingen, dort bleibt die innere Festigung notwendig aus, und mit der Fortdauer des assoziativen Vorstellungslebens und der wachsenden Ausprägung der affektiven Schwäche — kurzum: mit der gerade durch die Komplikation des psychischen Lebens immer schärfer sich markierenden intellektuellen und affektiven Passivität vollendet sich das Bild der Lenksamkeit. Dort, wo der Lenker fehlt, ist es gar oft ein Bild steuerloser Zerfahrenheit an Geist und Willen; und leider kann es auch als ein Produkt erzieherischer Tätigkeit erlebt werden, wo nämlich ein überschraubtes Autoritätsbedürfnis gewaltsam und übermässig auf eine Schwächung des psychogenen Ausdrucks der Affekte bedacht ist, wie ich es an anderer Stelle schon einmal ausführlich zu entwickeln versucht habe.[2])

V.

Wir sind in genetische Exkursionen geraten; aber es verleitete uns dazu nur der Drang, auf den Gang und die Ergebnisse unserer von zwei Ausgangspunkten, dem assoziativen und dem affektiven her begonnenen Analyse der Lenksamkeit eine kleine Richtigkeits- oder wenigstens

[1]) Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. 5. Aufl. Bd. III. Grundriss der Psychologie, § 14.

[2]) Hellpach, Die Grenzwissenschaften der Psychologie. Abschn. V. Entwicklungspsychologie. Kap. 38.

Möglichkeitsprobe zu machen. Unserer analystischen Aufgabe, zu der wir nach dieser Abschweifung der letzten Zeilen zurückkehren, bleibt die Frage zu beantworten übrig: wie denn nun die affektive Grundlage der Hysterie, verglichen mit jener der Lenksamkeit, beschaffen sein möge.

Soweit ich die Literatur übersehe, ist es vornehmlich Oppenheim gewesen, der eine Massstörung im Verhältnis zwischen Affekt und Ausdrucksbewegung zur Grundlage des hysterischen Krankheitsbildes zu machen versucht hat.[1]) Die molekularmechanische Sprache, in die Oppenheim seine Theorie übertrug und die — wie ich weiss, irrtümlich — von manchen für die Hauptsache gehalten wurde, interessiert uns hier nicht. Ziehen wir sie ab, so bleibt der Versuch übrig, die Erscheinungen der Hysterie aus einer quantitativen Disproportionalität zwischen den Affekten und den ihnen zugeordneten psychogenen Vorgängen einheitlich abzuleiten. Diese Massstörung soll aber, im strikten Gegensatze zu der von uns für die lenksamen Zustände angenommenen, in einer Steigerung des psychogenen Ausdrucks der Gemütsbewegungen bestehen.

In den Beweisen für diese Annahme hat Oppenheim sich auf die Heranziehung der allgemeinsten Beispiele beschränkt; er fasst also die Konvulsionen als Analoga der positiven, Lähmungen, Anästhesien und dergleichen als Analoga der negativen Ausdrucksbewegungen (oder „Ausfallserscheinungen") des Durchschnittsmenschen auf. Prinzipiell ist das natürlich das Recht einer Theorie; die Durchführung dieser Theorie aber an den einzelnen Tatsachen der Hysterie wäre, wie ich meine, unmöglich. Denn die Sache liegt doch nicht so, dass die Hysterischen bei jeder lebhaften Freude oder bei jedem Zornesausbruch einen Anfall oder eine Anästhesie bekommen, sondern sie leben sich in sehr vielen Fällen in den Ausdrucksbewegungen des normalen Menschen aus, und gerade dort, wo nach menschlichem Ermessen kaum ein nennenswerter Affekt vorauszusetzen wäre, überrascht den Beobachter der Eintritt eines spezifisch hysterischen Symptoms. Hätte Oppenheim recht, so müsste es möglich sein, eine Stufenreihe von psychogenen Erscheinungen einer Stufenreihe von Affektstärken oder überhaupt einem Affektablauf zuzuordnen: also etwa zu zeigen, wie mit dem Anschwellen der Gemütsbewegung das Zittern zum Krampfanfall, das Schwindelgefühl zur Ohnmacht, das Gebanntstehen zur Lähmung wird — wie die normalen Ausdrucksbewegungen ihre pathologische Steigerung erfahren. Eine solche Darstellung besitzt die psychopathologische Literatur; sie stammt von Moebius und gilt für

[1]) Berliner Klinische Wochenschr. 1890, No. 25: Tatsächliches und Hypothetisches über das Wesen der Hysterie.

die Agoraphobie, ein neurasthenisches Symptom also. Diese Schilderung ist die klassische Scheidung zwischen Hysterie und Neurasthenie geworden; sie geht von einer, hervorragenden Forschern zugestossenen Verwechslung zwischen Agoraphobie und Abasie-Astasie aus und will gerade zeigen, dass für die letztere unmöglich sei, was sie selber für die erstere leistet: die abgestufte Zuordnung der anschwellenden psychogenen Erscheinungen zum anschwellenden Affekt. Wie Oppenheim seine Theorie formuliert hat, könnte man erwarten, dass er mit ihr aufdecken werde, was Moebius als nicht aufdeckbar hinstellte. Er hat das nicht versucht, und seine Hypothese, wie er sie gegeben hat, möchte für die Neurasthenie anwendbar sein: für die Erhellung der Hysterie bleibt sie ergebnislos. Spräche sie nur etwas aus, was für beide Krankheitsbilder gemeinsam gilt: die Existenz einer irgendwie gearteten Veränderung im Verhältnis der Affekte zu den Ausdruckserscheinungen, so wäre sie vielleicht als eine Theorie des der poliklinischen Diagnostik liebgewordenen Symptomenhaufens „Hystero-Neurasthenie" brauchbar; da sie aber weitergeht, entfernt sie sich von der Möglichkeit, der Hysterie zu dienen und weist sich selber in der Reihe der Deutungsversuche des neurasthenischen Bildes ihren Platz an.

In der Tat ist die Möglichkeit einer progressiven Zuordnung der psychogenen Vorgänge zu den Gefühlserlebnissen bei den Hysterischen bis heute noch niemals in Erscheinung getreten. Das beweisen alle hysterischen Einzelerscheinungen in der Unberechenbarkeit ihres Eintritts und ihres Schwindens; das beweist der seit zwei Jahrzehnten lebendige Streit über den hysterischen Charakter, der bald in den dunkelsten Farben geschildert, dann wieder einer Ehrenrettung für wert befunden wird, bis schliesslich auch hier die Unberechenbarkeit als der ruhende Pol erreicht ist. Wenn aber ohne Zweifel in vielen Fällen die spezifisch hysterischen Symptome als Ausdruck gleichviel wie beschaffener Affekte sich einstellen; wenn es ebenso sicher ist, dass sie weder dem Beobachter, noch dem Hysterischen selber als durch Motivation bedingte Vorgänge sich darstellen: so kommt die analytische Untersuchung zu dem Ergebnis, dass die Hysterie durch eine quantitative und qualitative Disproportionalität zwischen den Gefühlserlebnissen und ihren Ausdruckserscheinungen charakterisiert sei. Das heisst: die Extensität einer Ausdruckserscheinung steht beim Hysterischen in keiner festen Koordination zur Intensität des Affektes — das ist die quantitative Verschiebung. Und es heisst weiter: die Lokalisation einer Ausdruckserscheinung steht zur Qualität und Intensität der Affekte in einer unbekannten Koordination. Man wird vielleicht meinen, Möbius habe eben

dasselbe einfacher und klarer ausgedrückt, wenn er feststellte, dass bei Hysterischen die physischen Wirkungen psychischer Vorgänge einmal in ungewöhnlicher Stärke, und dann auch in ungewöhnlicher Form auftreten; dass wir Erscheinungen finden stärker als im normalen Zustande, und Erscheinungen, die dem normalen Leben überhaupt fremd sind. Indessen geht meine Fassung viel weiter. Sie enthält die Annahme, dass die Störung der Zuordnung über alle Ausdrucksbewegungen sich erstrecke; dass auch die uns geläufigen darunter nicht den Affekten notwendig entsprechen, denen sie beim gesunden Menschen fest zugeordnet sind. Wir kennen den Affekt nicht, dem der Eintritt einer Abasie entspricht; aber auch das Lachen des Hysterischen lässt nicht den Rückschluss zu, dass er heiter oder ironisch gestimmt sei. Und ich meine auch, dass neben der abnormen Stärke auch die abnorme Geringfügigkeit der Ausdrucksbewegungen in der Hysterie ihre Rolle spielt; gerade der Streit über den hysterischen Charakter lässt mich dies behaupten. Die so oft hervorgehobene Kälte, Gefühlsarmut, Härte der Hysterischen, die dann wieder plötzlich durch ihr Handeln Lügen gestraft wird — sie ist sicherlich das Ergebnis eines Vermissens von Ausdruckserscheinungen, die wir am Gesunden bei irgendwelchen Erlebnissen zu beobachten gewöhnt sind.

So wird es begreiflich, dass die Hysterischen, die eine vorwiegend phantastische Eigenart ihres assoziativen Lebens mit den Lenksamen verbindet, doch nicht oder nur sehr episodisch sich als lenksam erweisen. Man redet so gern von hinderlichen Autosuggestionen, wenn eine Suggestion von einem Hysterischen nicht realisiert wird. Soll aber der Begriff der Autosuggestion einen Sinn haben, so müssen wir ihm ebenfalls jene Kriterien zusprechen, die wir für die Suggestion aufstellten. Wie das Wort Autosuggestion heute gebraucht wird, dürfte es dieser Anforderung sehr selten standhalten. Schreiben wir nun den Hysterischen eine besonders starke Autosuggestibilität zu, so gebrauchen wir entweder ein inhaltschweres Wort für eine äusserliche Erscheinung — eben den Misserfolg unseres Suggerierens — oder aber wir konstituieren eine Hypothese. Die Hypothese nämlich, dass die reproduktiven Vorgänge im assoziativen Spiel der hysterischen Psyche stärkere suggestive Wirksamkeit besitzen, als die frischen Sinneseindrücke, mindestens soweit diese in sprachlicher Verbegrifflichung dargeboten werden. Diese Annahme ist durchaus nicht von der Hand zu weisen; denn wie eine leichte Ueberlegung zeigt, würde sie zusammen mit der Tatsache der starken Realsuggestibilität zu der ausgesprochen phantastischen Assoziationsweise der Hysterischen gut stimmen. Aber ich denke, es können ebenso oft echte Affekte sein, die sich dem Versuch einer Suggestion entgegenstellen und die wir mangels

eines zureichenden oder uns geläufigen Ausdruckes nicht zu erkennen vermögen.

Wenn aber unsere Analyse auf die Grunderscheinungen der phantastischen Denkweise — die zwar ein Komplex ist, deren Elemente aber die normale Psychologie kennt — und der quantitativen Disproportionalität zwischen Affekten und Ausdruckserscheinungen das Wesentliche zurückführt, was der Hysterie eigen ist, so steht sie damit am Ende dessen überhaupt, was von ihr gefordert und geleistet werden kann.

Natürlich ist sie weit entfernt davon, mit diesem Resultat unsern Erkenntnisdrang hinsichtlich der Hysterie zu befriedigen. Dies ist aber auch niemals die Aufgabe der elementaren Analyse, weder in der naturwissenschaftlichen, noch in der psychologischen Betrachtung, gewesen. Die elementare Analyse vermag nur die eine Hälfte des Wirklichen zu erschöpfen. Sie sagt uns nur die Elemente, aus denen letzterdings ein ihr vorgelegter Komplex sich aufbaut; und sie zeigt, durch welche Anordnung, Stärkeverteilung und dergleichen die Synthese aus diesen Elementen begriffen werden kann.

An dieser Forderung gemessen, wäre die Feststellung der phantasiemässigen Denkweise als eines kardinalen Faktors in der Hysterie eine vollständige Elementaranalyse, denn wir haben es dann mit einem von der Psychologie wohl abgegrenzten und in seinem Aufbau aus letzten plychischen Elementarprozessen bekannten Komplex zu tun.

Dagegen genügt freilich der zweite Faktor, die Disproportionalität, auch den Postulaten einer Elementaranalyse nicht. Denn er bedeutet ein Negativum: die Feststellung, dass bestimmte, fürs normale psychische Leben elementare Zuordnungen im Falle der Hysterie nicht vorhanden sind. Hier ist also von der Elementaranalyse noch die positive Wendung zu erwarten, wie denn nun die Zuordnungen im hysterischen Seelenleben geartet seien.

Die Erwartung kann aber in diesem Falle die Elementaranalyse nicht erfüllen. Denn mit dem Fehlen jener Zuordnungen ist der psychologischen Untersuchung zugleich die Voraussetzung entzogen, von der sie bei der Erforschung des fremden psychischen Lebens jederzeit ausgeht. Mit der Konstatierung der Disproportionalität zwischen Gefühl und Ausdruck, Psychischem und Psychogenem, hat die Elementaranalyse hier das letzte Wort gesprochen, das ihr zusteht. Darüber hinaus gibt es nur die Möglichkeit einer mehr oder minder anregenden Hypothesenbildung.

Ob der Erkenntnisdrang, der bei solchen Ergebnissen sich nicht beruhigen kann, nun andere Wege vor sich sieht, die ihm eine Lösung der elementaranalytisch unlösbaren Frage wenigstens in den Bereich der Denkmöglichkeit rückt: das steht hier nicht zur Erörterung. Praktisch scheint die Konzentration der Untersuchungen auf das genetische Problem ein Beleg dafür zu sein, dass man sich der Grenzen elementaranalytischer Forschung wenigstens instinktiv bewusst ist, und von der Genese aus einen andern Weg zum Ziele zu finden hofft.

Trotzdem bleibt die Forderung einer gründlichen analytischen Vorbereitung genetischer Studien, wie ich sie eingangs schon aussprach, im ganzen Umfange bestehen. Von allem anderen abgesehen, wird es ja nur das Zielbewusstsein und die Gradlinigkeit genetischer Bestrebungen fördern können, wenn die aussergewöhnlichen Grenzen der elementaren Analyse des Hysterieproblems deutlich gesehen worden sind. Denn es folgt daraus, dass die Aufgaben der Genese, so eigengeartet sie an sich schon innerhalb der Psychologie und verglichen mit der Sachlage in der Naturwissenschaft erscheinen mögen, in der Erforschung der Hysterie ebenso gesteigert sind, wie die Schwierigkeiten, die sich ihrer Erfüllung in den Weg stellen mögen.